

Johann August Schülein

Diskurse über Multiparadigmatik – mission impossible?

Dass ein Text von kompetenten Fachkollegen diskutiert wird und man auf deren Kritik antworten kann, ist eine außerordentliche Möglichkeit, Fragestellungen und Hypothesen weiterzuentwickeln. Dafür möchte ich der Zeitschrift und den Kollegen danken, die sich die Mühe gemacht haben, sich mit meinen Überlegungen zum Thema Multiparadigmatik auseinander zu setzen.

Ein generelles Problem meines Textes: Es ist (zumal im Rahmen eines Aufsatzes) unmöglich, alle dabei auftauchenden Themen angemessen zu behandeln. Um überhaupt die ganze Strecke zu schaffen, werden die einzelnen Etappen im Eilschritt begangen. Daher bleibt manches unexpliziert, verkürzt und vereinfacht – Defizite sind unvermeidbar.

Insofern ist die in den Kommentaren immer wieder geäußerte Kritik, dieses oder jenes sei zu wenig expliziert, in den meisten Fällen nachvollziehbar. Was auch stimmt: Es gibt eine ganze Reihe von relevanten Texten und Diskursen, die ich nicht einbezogen oder auch nicht hinreichend zur Kenntnis genommen habe (danke für die Hinweise!). Und schließlich gibt es eine ganze Reihe von inhaltlichen Auseinandersetzungen, die eine gründliche Diskussion verdienen. – Aus Zeit- und Platzgründen beschränke ich mich hier auf einige der angesprochenen Aspekte und gehe der Einfachheit halber (alphabetisch) nach Autoren vor.

Fabian Anicker beurteilt den Text als bedingt anregend – in Abhängigkeit von der Lesart: Ein strenger Blick erblickt nur eine Wiederbelebung alter und überholter Auseinandersetzungen; wohlwollend betrachtet könnte man darin eine Art von »Metaphysik in praktischer Absicht« sehen. Sie führe jedoch nicht weiter als zu einer »allgemeinen Legitimation von Vielfalt« und bleibe dort stehen (um nicht zu sagen: stecken). Problematisch findet er dabei vor allem den Versuch, von der Gegenstandslogik auf Theorieprofile zu schließen. Anicker hält eine gegenstandslogische Begründung aus Gründen der Zirkularität für nicht durchführbar. Dem Vorgehen im Text bescheinigt er insofern Originalität, als es die Unmöglichkeit einer Letztbegründung erläutert, um sie dann doch zu unternehmen.¹

1 Dieses Thema wird in allen Kommentaren angesprochen und daher noch öfters behandelt. Tatsächlich ist Zirkularität nicht zu vermeiden, mit Vorannahmen über Gegenstände der Erkenntnis zu arbeiten. Dass das Vorgehen im Text als eine Art »Trick« bezeichnet wird, ist reichlich salopp und auch insofern falsch, als einerseits versucht wird, im Sinne einer hermeneutischen Spirale die Prämissen zu benennen, andererseits es darum geht, durch Abstraktion empirische Verstrickungen zu vermeiden.

Dass eine gegenstandslogische Begründung scheitert bzw. scheitern muss, findet er allerdings nicht so schlimm, weil sie aus seiner Sicht gar nicht gebraucht wird. Zwar könne man unterschiedliche Theorietypen unterscheiden. Aber: »Mir scheint, dass die Differenz sich allein an den Spezifikationszwängen der Theoriesprache, der Art ihrer Angewiesenheit auf lebensweltliches Hintergrundwissen und der intersubjektiven Übereinstimmung bei ihrer Anwendung festmachen lässt« (S. 223). Denotative Theorien ziehen sich von der Lebenswelt in ein künstliches Milieu zurück, während konnotative in lebensweltlichem Kontakt bleiben. Daher seien erstere auch in den Sozialwissenschaften weniger erfolgreich. Die »theiestrukturelle Offenheit zur Alltagssemantik« (S. 225) sei zwar ein Leistungsmerkmal soziologischer Theorien, habe aber zur Folge, dass sie auch außerhalb der Zunft Erwartungen wecke, die sie – als Theorie – nicht erfüllen könne.

Diese (zutreffende) Überlegung bleibt meines Erachtens aber deskriptiv – beschreibt also die Unterschiede von Theorien, aber nicht die Gründe, warum es diese Unterschiede überhaupt gibt.² »Theiestrukturelle Offenheit« ist m.E. selbst ein Effekt, der durch die reflexive Referenz auf autopoietische Realität provoziert wird – Theorien sozialer Realität sind in gewisser Weise ein Ausdruck und eine Weiterentwicklung ihrer autopoietischen Selbststeuerung (und mischen sich daher – konfliktträchtig – in deren Prozess ein). – Interessant ist in diesem Zusammenhang Anickers Hinweis, dass die lebensweltliche Bindung soziologischer Theorie zugleich ein »Erfolgskriterium«³ als auch ein Grund für Missverständnisse ist. Ich würde hier vermuten, dass es nicht nur enttäuschte Erwartungen sind, sondern dass soziologische Theorie prinzipiell quer zur Funktionsweise des Alltagsbewusstseins liegt und daher nicht nur formal, sondern auch inhaltlich immer wieder damit kollidiert. Dies gilt erst recht für das Verhältnis von Theorien und Ideologien.

Anicker schlägt anstelle wenig erfolgversprechender erkenntnistheoretischer Versuche vor, an anderer Stelle weiter zu machen, wo aus seiner Sicht mein Text pessimistisch aufhört: mit Theorievergleichen. Er teilt also die Vorstellung, dass die Theorien jeweils unterschiedliche Stärken und Schwächen haben und leitet daraus die Möglichkeit ab, dies konkret zu überprüfen. Und zwar nicht mit »diffusen Gesamtbewertungen« (S. 222), sondern unter spezifischen Fragestellungen, die »klare Urteile über bessere und schlechtere Lösungen« erlauben (S. 222). Allerdings ergänzt er nicht nur, dass ein solches »Klein-Klein« (S. 226) mühsam ist, er nennt auch Kautelen wie »Gutwilligkeit« (S. 221) und ver-

- 2 Das sollen die erkenntnistheoretischen Überlegungen leisten. Allerdings ist damit keine zwingende Verbindung zwischen Realitätstyp und Theorietyp verbunden. Autopoietische Realität kann (mit unterschiedlichem Erfolg) mit beiden Theorietypen behandelt werden. Die Attraktivität von denotativen Theorien gerade im Umgang mit der Komplexität autopoietischer Realität liegt vermutlich nicht zuletzt darin, dass sie mehr Sicherheit bieten bzw. versprechen und sich an eine gesellschaftlich hoch bewertete Tradition anlehnen können.
- 3 Zu den Problemen meines Textes gehört auch, dass ich nicht deutlich genug zwischen sachlichem und sozialem Erfolg unterschieden habe. Soziale Akzeptanz – bei Laien wie bei Experten – entscheidet über das Schicksal, aber nicht über die Objektivität von Theorien. – Im Übrigen könnte man vermuten, dass denotative Theorien sozialen Erfolg haben, gerade weil sie jede Nähe zum Alltagsbewusstsein meiden – also Reinheit und Objektivität versprechen.

weist darauf, dass es keine »Konsensgarantie« gäbe (S. 222). So sehe ich Theorievergleiche auch: Sie sind notwendig,⁴ sie sind unvermeidlich (weil Theorien unentwegt miteinander konfrontiert werden), aber es reproduzieren sich auch auf dieser Ebene die strukturellen Probleme der Verständigung, die der Text allgemein angesprochen hat. Es handelt sich zwar nicht um zwangsläufig (oder gar naturgesetzlich) auftretende Probleme, aber doch Effekte, die mit den reproduktiven Zwängen sozial institutionalisierter Multiparadigmatik mit hoher Wahrscheinlichkeit verbunden sind.⁵

Der Kommentar von *Georg Kneer* fällt wesentlich kritischer aus. Aus seiner Sicht ist die Argumentation des Textes im Endeffekt eine unproduktive Neuaufnahme der alten dualistischen Diskurse des 19. Jahrhunderts, die die Dinge durch eine Ausweitung der Referenzen verkompliziert, aber dadurch die Aporien nicht überwindet, sondern nur neue Zuordnungsregeln und direktive Prinzipien zur Folge hat (S. 228f.). Den Vorschlag, Realitätsstruktur und Theoriestructur in Verbindung zu bringen, hält Kneer für unbegründet und verfehlt (weil zirkulär). Und den Vorschlag, Realität als Spektrum, welches sich aus der Kombination unterschiedlicher logischer Typen ergibt, hält er für wenig überzeugend. Schließlich widerspricht er auch der Annahme, denotative Theorien ließen sich abschließen, während konnotative ständig weiterbearbeitet würden – seit der »interpretativen Wende der Wissenschaftstheorie« (S. 234) gehe man davon aus, dass alle Theorien ständig weiter entwickelt würden.

Gegen den von ihm im Text identifizierten Dualismus vertritt Kneer einen »wissenschaftstheoretischen Pluralismus« (S. 235). »Aus seiner Sicht stellt die theoretische (und methodische) Vielfalt ein durchgehendes Kennzeichen der modernen Wissenschaft« (S. 232). Zwar gäbe es Unterschiede zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, aber es stimme nicht, dass »Differenzen zwischen natur- und sozialwissenschaftlichen Theorien per se gewichtiger sind als etwa Unterschiede zwischen naturwissenschaftlichen Theorien oder Differenzen innerhalb des Theoriefeldes der Sozialwissenschaften« (S. 229). Daher »kündigt [er] das Anliegen einer Zuordnung von einzelnen Methoden/Theorien/Erkenntnisinteressen zu bestimmten Disziplinengruppen/Wirklichkeitsbereichen/Realitätstypen *ohne Rest* auf. Dies einfach deshalb, weil die Wissenschaft eine Vielzahl von Erkenntniszielen (Beschreibung, Klassifikation, Erklärung, Vorhersage etc.) verfolgt« (S. 232). Dazu würden – von allen Wissenschaften – alle möglichen Mittel verwendet.

Kneers kritischer Blick fokussiert einige Schwachstellen im Text.⁶ Er spricht auch Themen an, die im Text nicht deutlich genug behandelt sind. So etwa die Frage, warum nur zwei Realitätstypen (und nicht viele) und warum diese. In den zentralen Punkten finde ich Kneers Kritik jedoch wenig hilfreich und an einigen Stellen auch nicht nachvollziehbar.

- 4 Falls ich tatsächlich nur den Eindruck erweckt habe, Theorievergleiche seien aussichtslos (und damit sinnlos) – so Anicker implizit (S. 220), möchte ich das hiermit korrigieren.
- 5 Es gibt also keinen zwingenden Grund, der einen Bourdieu-Anhänger davon abhält, Luhmanns Interpretationen für besser zu halten – erlebt habe ich so etwas jedoch eher selten.
- 6 So moniert er zu Recht die Verknüpfung in dem Zitat über sozialwissenschaftliche Theorien (S. 230) – hier müsste statt »weil« »wo« stehen – »weil« impliziert hier in der Tat eine kausale Kopplung, die nicht zwingend ist.

Grundsätzlich ist meine Argumentation nicht präskriptiv. Entsprechend geht es auch nicht darum, Vorschriften zu machen, Zuordnungen festzuschreiben oder Vorrang zu behaupten. Es geht darum, analytisch die Bedingungen der Möglichkeit bestimmter empirischer Phänomene zu klären. Ausgangs- und Bezugspunkt ist daher auch das empirische Phänomen der Multiparadigmatik in der Soziologie. Die dazu verwendeten theoretischen Mittel sind auch – aus meiner Sicht – kein aufgewärmter Dualismus. Ich habe versucht, den klassischen Dualismus zu überwinden und damit die gegenstandsbezogene Diskussion weiter zu entwickeln.⁷ Das dazu gewählte Kriterium ist m.E. nicht willkürlich, sondern zielt auf die zentrale Dimension, um die es geht: auf den Gegensatz von Identität und Differenz.⁸ Andere Kriterien müssten ebenfalls diese Dimension erfassen.

Die daran anschließenden Überlegungen beziehen sich auf den Geltungsbereich der idealisierten Typen (und enthalten zunächst noch keine Aussagen über Empirie).⁹ Die Annahme, dass (auch) das Thema die Art der Praxis beeinflusst, finde ich eigentlich nicht besonders riskant; ebenso wenig die Annahme, dass die Art der Praxis ihrerseits die soziale Form der Institutionalisierung (mit)beeinflusst.¹⁰ Das gilt auch für Theorien: Sie sind zielgebunden, also am Ziel der Erkenntnis und den dazu erforderlichen/verfügbaren Mitteln orientiert, aber sie müssen dazu nicht nur assimilative, sondern auch akkomodative Leistungen erbringen. Dass bedeutet, dass sie, wo sie Nomologie behandeln, ein anderes Profil haben als bei der Beschäftigung mit Autopoiesis. Und dass dies Institutionalisierungsfolgen hat, ist m.E. keine abwegige Überlegung.¹¹

- 7 Wie Kneer schreibt, hatte die erkenntnistheoretische Diskussion gute Gründe, die alten Varianten einer Gegenstandstheorie zu verlassen. Allerdings hatte das den negativen Effekt, dass die Dialektik von Erkenntnis und Gegenstand auf einer Seite nicht mehr zugänglich war. Mein Versuch zielt nicht auf eine Reanimation, sondern auf einen Neustart auf neuem Niveau, wobei die Abstraktion auf logische Typen die Bindung an empirische Realität vermeiden soll.
- 8 Der Vorteil dieses Kriteriums ist u.a., dass es keine inhaltlichen Entscheidungen enthält und zugleich auf jede Art von Realität anwendbar ist. Diese Werbung kann allerdings prinzipielle Einwände (die Frage nach den Prämissen und den Konstruktionsannahme) nicht widerlegen (weil sie nicht widerlegbar sind).
- 9 Um es noch einmal zu betonen: Empirische Realität ist stets eine Mischform mit mehr oder weniger Dominanz bestimmter Merkmale. Ergänzen möchte ich (mit Blick auf Kneers Kritik), dass Autopoiesis Nomologie nicht außer Kraft setzt, sondern voraussetzt und unvermeidlich auch enthält. Sie existiert auf der Basis funktionierender Nomologie – es gibt keine Gesellschaft ohne gesetzmäßig funktionierende physikalische und chemische Grundlagen. Und auch autopoietischen Prozesse enthalten Regelmäßigkeiten, aber sie sind nicht nomologisch im strengen Sinn.
- 10 Selbstverständlich steckt hier der Teufel im empirischen Detail (was einer genaueren Untersuchung bedürfte, wie S. Lohse zu Recht fordert).
- 11 Dabei ergeben sich weder in gegenstandslogischer noch in theoretischer Hinsicht strikte Trennungen. Der bekannte Text von C.P. Snow spricht von zwei Kulturen, also sozialen Milieus, die zwar nicht gänzlich themenunabhängig sind, aber massiv von Institutionalisierungseffekten (Polarisierungssog, Abgrenzungszwänge etc.) bestimmt sind. Ein Anknüpfen an die »fragwürdige Auffassung von zwei Wissenschaftskulturen« (S. 228) findet sich in meinem Text eigentlich gar nicht (dazu ist Snows Darstellung zu unsoziologisch). Einen Bezug auf »Kulturen« gibt es lediglich in den institutionstheoretischen Argumenten.

Insgesamt zielen Kneers Argumente darauf, die Unterschiede sowohl zwischen den logischen Theorietypen als auch die zwischen Natur- und Sozialwissenschaften klein zu schreiben. Nicht alles, was er dabei ins Feld führt, ist für mich nachvollziehbar.¹² So mag es die zitierte »interpretative Wende« in bestimmten Bereichen der Wissenschaftstheorie geben – in den Naturwissenschaften, die sich mit dominant nomologischer Realität beschäftigen, gibt es sie nicht in erkennbarem Ausmaß. Mir ist jedenfalls nicht bekannt, dass Naturkonstanten (wie die Lichtgeschwindigkeit) oder Naturgesetze (das Fallgesetz) interpretierbar wären und interpretiert würden.¹³ Auch die von Kneer als Kronzeugin zitierte »Chaostheorie« impliziert nicht etwa, dass »sich die modernen Wissenschaften von der Laplaceschen Vision einer vollständig berechenbaren Realität« verabschiedet hätten (S. 234). Was die naturwissenschaftliche Chaostheorie feststellt, ist, dass es in der empirischen Natur auf der Basis von nomologischen (!) Prozessen eine Komplexität gibt, die rein denotativ nicht erfassbar ist (eine Interferenz, die im Text vielleicht nicht ganz treffend als »zyklische Autopoiesis« bezeichnet wird). Dass Phänomene wie Wetter etc. außerhalb der Herrschaft von Laplaces Dämon liegen, bedeutet nicht, dass deshalb auch die ihnen zugrunde liegenden nomologischen Abläufe kontingent würden oder dass die Physik sich prinzipiell von der Berechenbarkeit von (nomologischen) Prozessen verabschiedet hätte.¹⁴

Sowenig (mich) diese Argumente überzeugen, so einsichtig ist das von Kneer favorisierte Konzept eines Wissenschaftspluralismus, der keine Vorab-Einschränkungen in Bezug auf Theorien und Methoden macht. Ich würde ihn jedoch als Grundregel für alle Wissenschaften ansehen – eine Grundregel, die vor allem verhindert, dass dogmatisch Möglichkeiten ausgeschlossen werden. Aber diese Grundregel ist noch nicht spezifiziert und sagt nichts über die besonderen Problemlagen bestimmter Theorien und damit auch

- 12 Einige Punkte sind vermutlich eher das Ergebnis von Missverständnissen (die vielleicht auch durch den Text mitbedingt sind). So behaupte ich nicht, das in chaotischen Systemen »determinative Kräfte an Einfluss verlieren« (S. 233). Es ging mir vor allem darum, zu verdeutlichen, dass es empirisch nicht um ein entweder/oder (Nomologie/Autopoiesis) geht, sondern um ein Spektrum von Kombinationen. In chaotischen Systemen dieses Typs ergibt sich aus dem Zusammenspiel von nomologischen Faktoren ein Horizont von Möglichkeiten, der spezifische Formen von Selbststeuerung und Selbstselektion impliziert. Im Text geht es – anders als Kneer behauptet – ausdrücklich darum, dass damit vollständige Kalkulierbarkeit nicht mehr möglich ist.
- 13 Entscheidend sowohl für die Gegenstandslogik als auch für die Theorie, die sie interpretiert, ist die konstante Regelmäßigkeit. Ob also »bestimmte Umstände gegeben und andere ausgeschaltet sind« (wie Kneer mit Cartwright auf S. 235 argumentiert), ist irrelevant, weil und wo die Phänomene immer gleich bleiben bzw. sich immer auf die gleiche Weise ändern.
- 14 Auch die Kritik an der Annahme, konnotative Theorien könnten nomologische Realität nicht angemessen erfassen, ist nicht einleuchtend. Das Beispiel, dass gegen einen Schachcomputer »allein eine intentionale Einstellung, bei der Gebrauch von konnotativen Mitteln gemacht wird« (S. 231, Anm. 2) helfe, beschreibt nicht die theoretische Erfassung nomologischer Realität, sondern eine praktische Strategie, die versucht, Schwachstellen in den Leistungen eines Computers zu finden. Selbst wenn dies intuitiv möglich sein sollte (was ich bezweifle), ist diese Art von Praxis auf spezifische Weise autopoietisch und opportunistisch (d.h.: sie erzeugt und nutzt Alternativen) – und kaum ein Beleg dafür, dass nomologische Realität mit konnotativen Theorien erfasst wird.

deren institutionelles Schicksal. Entsprechend sehe ich darin auch keinen Beitrag zur Erklärung der Multiparadigmatik der Soziologie.

Simon Lohse teilt die Diagnose der Multiparadigmatik, möchte sich aber nicht lange mit kritischen Fragen¹⁵ an den Text aufhalten, sondern ihn als »Sprungbrett für eine Diskussion [...] nutzen, die etwas aus der derzeitigen Diskussionslandschaft in der Soziologie hinauszoomt« (S. 237). Zunächst zoomt er allerdings näher an das Thema heran und stößt dabei auf eine Reihe ungeklärter oder nicht gut geklärter Aspekte:

- Wieviel verschiedene Paradigmen gibt es in der Soziologie (die Antworten fallen verschieden aus)?
- Welche internen bzw. externen Ursachen für die Multiparadigmatik werden in der Soziologie selbst genannt (Lohse kommt aus dem Stand auf zehn verschiedene)?
- Wie ist Multiparadigmatik zu bewerten?
- Auf die letzte Frage antwortet Lohse: Sie lässt sich beim Stand der Dinge nicht zuverlässig beantworten, weil wichtige theoretische und vor allem empirische Aspekte nicht genügend geklärt sind.

Hier setzt sein eigener Vorschlag an. Bevor man sich voreilig für oder gegen bestimmte Optionen entscheidet, gälte es, ein systematisches Forschungsprogramm umzusetzen, welches einerseits begriffliche Klarheit zum Ziel haben müsste (was genau sind die epistemischen Kategorien, nach denen Theorien und Paradigmen beurteilt werden und beurteilt werden können?), andererseits eine Ausweitung der Perspektive versuchen sollte. Dabei ist für Lohse vor allem der Vergleich mit anderen Wissenschaften wichtig (S. 244.). – Für die Beurteilung meines Vorschlags (ebenso für die der anderen Vorschläge) fehle es im Moment noch an der nötigen empirischen Evidenz. Die könne eine zukünftige »integrierte Wissenschaftsforschung« (S. 243) schaffen, für die Lohse drei methodische Vorschläge macht:

- »Das Forschungsprogramm muss historische, wissenschaftsphilosophische und soziologische Zugänge tatsächlich integrieren und nicht nur nebeneinanderstellen« (S. 243).¹⁶
- »Das Forschungsprogramm muss plausible Kriterien angeben« (S. 244).
- »Das Forschungsprogramm sollte vergleichend vorgehen« (S. 244).

Den Ausgang hält Lohse für offen (S. xxx). – Dem Programm kann man nur zustimmen. Allerdings muss man sich darüber im Klaren sein, dass sich im Programm die Schwierigkeiten reproduzieren, die es untersuchen will. Das betrifft nicht nur das schwierige Verhältnis von empirischer Forschung und theoretischen Interpretationen. Auch die oft geforderte Interdisziplinarität wird nicht zufällig selten realisiert Denn nicht nur die Ko-

15 Als Beispiele für diskussionsbedürftige Themen nennt er – zu Recht – eine genauere Bestimmung des Paradigmenbegriffs und die Frage, was genau die Anpassung einer erfolgreichen Theorie an ihren Gegenstand bedeutet (S. 237).

16 Die Andeutungen im Kommentar laufen darauf hinaus, politische, sozialstrukturelle, idiosynkratische und sozialpsychologische Prozesse zusammenzubringen – ein gutes Konzept, aber kaum weniger ambitioniert als mein Text.

operation zwischen soziologischen Paradigmen, auch die zwischen den arbeitsteilig institutionalisierten Fächern ist auf Grund ähnlicher Problemlagen belastet.

Auch der Kommentar von *Tilman Reitz* geht von der Tatsache der Multiparadigmatik in der Soziologie aus (und sieht sie dort noch stärker verbreitet als in anderen Sozialwissenschaften). Er formuliert zunächst einige kritische Anmerkungen zum erkenntnistheoretischen Teil der Begründung. So hinterfragt er die seines Erachtens mit der Bezeichnung »Autopoiesis« verbundene unbegründete Option für Luhmanns Systemtheorie und hält die begriffliche Unterscheidung nomologisch/autopoietisch für eine verkappte Gegenüberstellung von Natur und Sozialem.¹⁷ Dennoch hält er diesen Teil des Textes für brauchbar. Dagegen ist er mit den wissenssoziologischen Argumenten unzufrieden. Der Text bleibe »wissenssoziologisch [...] seltsam stumm« (S. 247). Den Grund für diese Schwäche sieht Reitz darin, »dass er die kommunikativen Wechselwirkungen zwischen Sozialwissenschaft und Gesellschaft zwar benennt, aber weder ihre prinzipielle Bedeutung noch ihre institutionell höchst unterschiedlichen Ausformungen näher betrachtet« (S. 247). Der Konstruktionsfehler liege darin, dass »Grundlegendes« zunächst ausgeblendet wird, um dann nur noch in »laxen Verweisen« wieder eingeführt zu werden (S. 250f). Dadurch ergäbe sich aus der »Grund-Unbestimmtheit« (S. 251) von Theorien im Text nur ein »Oberflächenspiel soziologischer Moden und Stile« (S. 251).¹⁸

Stattdessen müsse man davon ausgehen, dass die Interaktion mit der Gesellschaft für die Sozialwissenschaften ab ovo konstitutiv ist. Konkret: »Regierungen holen Rat aus den Wirtschaftswissenschaften ein, Parteien und Bewegungen berufen sich auf Marx, Die Black-Sholes-Formel hat den Verkehr an der Chicagoer Börse verändert, die PISA-Studien ziehen Korrekturanstrengungen im Bildungssystem nach sich« (S. 251f.). Daraus ergeben sich drei Grundfragen: »Wie sich die Entwicklung von Fächern, Theorien und Methoden *genetisch* erklären lässt, was sie *funktional* zur Reproduktion sozialer Verhältnisse beiträgt und wie sie diese performativ verändert« (S. 251). In diesem Zusammenhang stellt Reitz einen typischen Effekt zur Diskussion: »Funktional besonders homogen eingebundene Sozialwissenschaften (oder Subdisziplinen) könnten sich zugleich als monoparadigmatisch erweisen und erst bei großen sozialen Umbrüchen im Grundmuster ändern oder aufspalten, funktional weniger festgelegte könnten deutlich offener für Paradigmenstreit und -dissonanz sein« (S. 251).

Als Beispiele für den ersten Fall nennt er mit Bourdieu die »Ordnungs- und Machtwissenschaften«. Ökonomie und (auf andere Weise mit anderen Folgen) Psychologie. Dagegen sei die Soziologie eher eine »Reflexionswissenschaft«. Vor allem aber könne sie von vielen verschiedenen gesellschaftlichen Interessen genutzt werden. »Was Soziologie gesellschaftlich leistet, ist nicht nur von vielen interessierten Parteien, sondern auch von deren Macht- und Richtungskämpfen abhängig. Dass ein Fach, dessen Rolle so strittig ist,

17 Beides habe ich nicht intendiert und versucht, dies im Text klarzustellen.

18 Dass Reitz darin nur ein »unsoziologisches Bild« (S. 251) erkennen kann, hat mich etwas geirrt. Ich hatte gehofft, mich in Richtung auf eine für die Soziologie mögliche und interessante Vermittlung von Erkenntnistheorie und Institutionstheorie zu bewegen...

selbst Konflikte und Vielfalt oder Beziehungslosigkeit kultiviert, muss nicht überraschen« (S. 253).

Keine Frage: Es macht Sinn, die vielfältigen Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und sozialwissenschaftlichen Theorien sind von zentraler Bedeutung für deren Entwicklung. Sie sind, wie Reitz zu Recht erwähnt, im Text nur angesprochen, aber nicht genauer behandelt worden. Das aber nicht, weil sie als nachrangig eingestuft werden, sondern weil es vorrangig um die Bedingung der Möglichkeit von Multiparadigmatik ging. Dazu wurde die reale Dialektik von Gegenstand, Theoriestruktur und sozialer Institutionalisierung zunächst unterbrochen, weil auf der Ebene der abstrakten Begründung die empirischen Verstrickungen keine Rolle spielen. Das sagt jedoch nichts über die institutionelle Dynamik von Paradigmen, die immer und unter Umständen massiv von Ressourcen und normativen Imperativen bestimmt wird.¹⁹

Das Thema der gesellschaftlichen Abhängigkeit von Theorien ist nicht neu und wurde bereits vielfältig untersucht, wobei häufig ideologische und ökonomische Gesichtspunkte im Vordergrund standen. Eine präzisere Funktionsanalyse ist sicher geeignet, diese Diskurse zu bereichern und die These, der Grad der Einbindung in Machtverhältnisse bzw. Funktionssysteme lege fest, inwiefern potenzielle Multiparadigmatik entfaltet oder behindert wird, ist es wert, genauer geprüft zu werden. Wichtig ist dabei der (implizite) Hinweis, zwischen der strukturellen Disposition zur Multiparadigmatik und ihrer empirischen Realisation zu unterscheiden.²⁰ Bereits die kurzen Andeutungen von Reitz zeigen, dass bei letzterer viele Faktoren im Spiel sind, so dass es in systematischer Sicht nicht angebracht ist, einen zu privilegieren. In jedem Fall ist es nicht die gesellschaftliche Funktionalisierung, die die Multiparadigmatik bedingt – sie moduliert und nutzt sie jeweils in bestimmten Kontexten.²¹

19 Auch hier mit der Differenz, dass auch denotative Theorien instrumentalisiert werden und durch externe Einflüsse (z.B. Geldflüsse) in ihrer Entwicklung beeinflusst werden können, während bei konnotativen Theorien externe Interventionen sich direkt wie indirekt auf deren inhaltlichen Gestaltung und Ausrichtung auswirken können.

20 Reitz spricht über empirische Wissenschaften – ein Thema, welches im Text nur am Rande gestreift wird. Allerdings müsste hier genauer hingesehen werden. Die Interferenz von gesellschaftlichem Einfluss und Theorieentwicklung und damit auch die angesprochenen Beispiele sind um einiges komplizierter. Dabei geht es zunächst darum, was genau der Gegenstand von Fächern ist und wie sie ihn definieren (können). So gelingt es bestimmten volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen nur deshalb, eine quasi-nomothetische Position zu vertreten, weil sie alles Soziale wegfiltern und Psychodynamik auf die Funktionsweise des homo oeconomicus reduzieren – was für bestimmte Zwecke reicht, aber theoretisch so unbefriedigend ist, dass es ständig wissenschaftliche Oppositionsbewegungen gibt. Andererseits müssten alle beteiligten Faktoren einbezogen werden. Wenn Reitz davon spricht, dass etwa im deutschsprachigen Raum die Ausgrenzung heterodoxer ökonomischer Theorien massiver betrieben wird, dass die Einheitlichkeit eines akademischen Fachs »schwer erkämpft« sei oder davon, dass eine Sozialwissenschaft mit nomothetischem Zuschnitt sich »besonders gut akademisch verwalten lässt« (S. 252f), sind das Hinweise auf weitere und heterogene externe und interne Faktoren. Kuhn und seine Nachfolgerinnen haben ausführlich beschrieben, wie die aus deren Zusammenspiel resultierenden Prozesse der Erzeugung einer spezifischen Fachidentität aussehen (können).

21 Dass die Wirtschaft von den Hawthorne-Experimenten gelernt hat und Befunde der Gruppenso-

Joachim Renn beginnt seinen Kommentar mit einigen komplexen Prolegomena. Ein erster Punkt ist sprachtheoretischer Art. Die im Text versuchte Gegenstandsontologie setze eine Theorie der Sprache voraus, die jedoch ihrerseits ihre Leistungen in gewisser Weise voraussetzen und vollziehen müsse und die zudem zu keiner »alternativlosen Fassung« ihrer Begründungen kommen könne. Das impliziert die Möglichkeit, dass auch ein angemessenes Sprachspiel in unterschiedlicher Weise ausformuliert werden kann: »Zur Pluralität der sprachlichen Explikationen von sprachlichen Routinen [...] gehört auch die Varianz von Vokabular-internen systematischen Relationen, also [...] von Begriffen und Sätzen« (S. 255).

Dazu kommt, dass die Regeln der Verwendung und Akzeptanz, die deren Beurteilung ermöglichen würden, in der Soziologie umstritten sind. Auch Renn konstatiert, dass erkenntnistheoretische Diskussionen den Theorie-Pluralismus potenzieren, statt ihn zu heilen (S. 256), was wiederum immer neue Versuche provoziert, für bestimmte Positionen die Lösung und damit den fachinternen Vorrang zu behaupten. Eine solche Strategie seien auch die vielfältigen Versuche wissenssoziologischer Art, theoretische Geltungsansprüche auf soziale Konstruktion zu reduzieren. Insofern sympathisiert Renn mit dem Versuch des Textes, am Gegenstandskonzept und an Wahrheitsansprüchen festzuhalten.

Allerdings hält er ihn nur zu begrenzt gelungen. Prinzipiell konstatiert er eine »Tendenz zur *bedeutungstheoretischen* Indifferenz« (S. 254); in der Durchführung ein »kaum ausreichend balanciertes Changieren zwischen Universalität und Kontextualismus« (S. 258), was zu Widersprüchen im Umgang mit dem Wahrheitsbegriff, vor allem aber auch zu Unschärfen der Begriffe Theorie und Paradigma führe. Die verwendete Erfolgskautele löse das Problem nicht, weil auch Erfolg paradigmabhängig definiert würde (S. 261f.). Die Versuche, mit Begriffen wie Kontingenz, Emergenz und Autopoiesis die Besonderheiten des Gegenstands zu bestimmen, seien wegen einer fehlenden Vorstellung von »symbolischer Sinnverarbeitung« (S. 262) letztlich doch nur ein Rückfall hinter Kant und bliebe zirkulär.²² Und die abgeleiteten praktischen Folgen des aufwendigen Projekts seien reichlich trivial.

Als einen Weg zur Verbesserung schlägt Renn eine Differenzierung des Verständnisses von Theorien und Paradigmen durch eine genauere Bestimmung des Verhältnisses von Semantik und Pragmatik vor. – Das Verhältnis von Theorien und Paradigmen beschreibt er so:

ziologie nutzt (und den Rest dessen, was Soziologie leistet, ausblendet), ist wenig überraschend. Auf Grund ihrer thematischen Breite und ihrer Systematik kann Soziologie jedoch als Fach nicht in partikulare Department aufgeteilt funktionieren (genau so wenig wie Ethnologie, Politikwissenschaft, Geschichtswissenschaft). – Interessensbedingte Partikularität ist nicht mit Multiparadigmatik identisch (da auch partikulare Interessen mit unterschiedlichen Paradigmen bedient werden können). Daher kann Multiparadigmatik auch nicht allein aus »Multifunktionalität« abgeleitet werden.

- 22 Die von Renn geforderte Erklärung von »epistemologischen Extremen« (S. 263) – der Theorietypen – als »intrinsische Momente der Selbst-Differenzierung eines Gegenstandes (der Gesellschaft!)« (S. 263) ist eine sinnvolle Fragestellung, zu der es ja bereits interessante Vorschläge gibt. Sie tragen bisher jedoch wenig zur Erklärung von Multiparadigmatik bei.

»Theorien als Satz-Zusammenhänge sind [...] die explizit-propositionalen Spitzen des Eisbergs eines Paradigmas, das keine in den einzelnen Zügen der Bildung und Anwendung einer Theorie kontrollierbare, mit den Mitteln einer zur jeweiligen Theorie passenden Methode in die Tat umzusetzende ›Anleitung‹, sondern der empirisch und historisch kontingente, aber wirksam etablierte Gesamtzusammenhang einer ausdifferenzierten Sonder-Sprachpraxis ist, der Theorien als Abstraktionen einer umfassenden Performanz ›trägt‹.« (S. 261)

Damit wird der Doppelcharakter von Paradigmen deutlich: Sie sind »pragmatische Komplexe«, die sowohl zur Objektwelt als auch zur Welt der Theorien und ihrer Konstruktion Verbindungen haben. Dann würde auch der Begriff »Konnotation« nicht nur objektbezogen, sondern zugleich auch als Praxis, genauer: als »performative Selbstreferenz theoretischer Vokabulare« (S. 262) erkennbar, was die »komplexe Verschränkung von Semantik und Pragmatik« (S. 263) erkennbar werden lässt.

Mangels sprachtheoretischer Kompetenz kann ich Renns Überlegungen nur zum Teil beurteilen²³ und möchte mich daher auf einige Aspekte seiner Argumentation beschränken, die in einem weiteren Kontext nachvollziehbar sind.²⁴ Viele seiner Überlegungen bemängeln fehlende Differenzierung und inakzeptable Voraussetzungen des Textes. Auch Renn kritisiert, dass im Text eine Gegenstandsontologie betrieben würde. Tatsächlich muss jede Erkenntnis voraussetzen, dass es etwas zu Erkennendes gibt – einen Erkenntnisgegenstand²⁵. Daher geht ein Gegenstandsverständnis in jede Erkenntnistheorie und jede Theorie ein – auch wenn dies in der Form geschieht, dass man vermeidet, sich gegenstandstheoretisch festzulegen (oder behauptet, dies ginge aus prinzipiellen Gründen

- 23 Prinzipiell ist für mich nachvollziehbar, dass »die Sprache der Ontologie« einer »*Theorie der Sprache*« (S. 254) bedarf. Allerdings verschiebt sich damit die strukturelle Problematik der Konstitution auf diese Theorie – wenn sie Begründungslast tragen soll (wenn nicht, wird sie eigentlich nicht benötigt). Zugleich verliert man den Fokus auf die Gegenstandstheorie (wenn Sprache gegenstandsindifferent konzipiert wird).
- 24 Nicht verstanden habe ich den Einwand, »die Differenz zwischen nomologischer und autopoietischer Realität, korrelativ zwischen denotativen und konnotativen Theorietypen« bewege sich »auf einem anderen Abstraktionsniveau als die Differenz zwischen (allesamt ›konnotativen‹) soziologischen Theorieperspektiven« (S. 264). Vielleicht ist im Text nicht deutlich genug geworden, dass prinzipiell jeder Theorietypus auf jede Art von Realität angewendet werden kann, was nicht heißt, dass jede Möglichkeit auch sinnvoll ist. Die Überlegung im Text ist ja, dass Theorien, die sich auf Gesellschaft beziehen, wegen ihrer Charakteristik indirekt dazu gezwungen sind, mit konnotativen Mitteln zu arbeiten. Das heißt nicht, dass nicht auch denotative verwendet werden können und werden, aber bloße Denotation reicht nicht aus und mündet in Reduktionismus oder eine soziale Physik à la Comte. Empirische Theorien führen daher, auch wenn sie denotativ angelegt sind, bald Zusätze ein, die das Konzept so beweglich werden lassen, dass es Differenzen erfassen und Bewegungen mitvollziehen kann. Ein Beispiel ist Essers Entwurf einer Soziologie, die handlungstheoretisch auf dem Werterwartungsgesetz aufbaut, dann aber über frames, habits, choices, neuerdings auch emotionale Bewertungen, Kontingenz hinzunimmt.
- 25 Dass im Text der Singular benutzt wird, soll Vorentscheidungen vermeiden (und nicht etwa heißen, es gäbe nur »(genau?) ein Objekt« (S. 258). Danach (mit der Behandlung von Differenzen) wird der abstrakte Gegenstandsbegriff aufgefächert.

nicht). Ich ziehe hier vor, den Stier bei den Hörnern zu packen. Dabei mache ich eine empirische Annahme (es gibt Multiparadigmatik in der Soziologie und sie ist kein Produkt von Zufall etc.) und die logische Annahme, dass Realität prinzipiell regelmäßig und konstant oder variabel und dynamisch ist (und dass beide Typen unterschiedlich kombiniert/konfiguriert sein können). Das sind aus meiner Sicht keineswegs willkürliche Vorannahmen, sondern solche, die themenbezogen weitere Schritte ermöglichen.

Auch die Annahme, dass erfolgreiche Theorien ihren Gegenstand erfassen, ist nicht so intuitiv, wie Renn dies sieht. Zunächst: Was ist die Alternative? Anzunehmen, dass alles, was sich als Theorie bezeichnet, deswegen auch schon wahr sei? Dagegen stellt das Erfolgskriterium einen Filter dar, der (im Rahmen der logischen Rekonstruktion) nur die Theorien übrig lässt, die gegenstandsadäquat sind – welche das auch immer seien.²⁶ Dass sie die Gegenstandslogik spiegeln (nicht: real wiedergeben), finde ich logisch zwingend – sonst würden sie ja nur ihre symbolischen, sozialen usw. Konstituentien reproduzieren.²⁷

Ein Thema für sich ist die Frage, wie die im Text skizzierten Mischverhältnisse von nomologischer und autopoietischer Realität logisch zu ordnen sind und empirisch zustande kommen. Renn fragt, wieso aus der Interferenz von geschlossenen Kontingenzfelder offene entstehen. Eine einfache Antwort bestünde im Anknüpfen an die Mehr-Körper-Problematik. Bekanntlich lässt sich bereits die wechselseitige Beeinflussung von drei und mehr Körpern theoretisch nicht mehr vollständig erfassen.²⁸ Erst recht unvorhersehbar (d.h. im mathematischen Sinn »chaotisch«) ist das Zusammenspiel vieler Körper: Sie entwickeln sich zwar nach festliegenden Regeln, aber auf eine Weise, die nicht vorhersehbar ist. Denkt man sich nun ein physikalisches Mehr-Körper-Spiel mit einem chemischen Mehr-Körper-Spiel kombiniert, so bleiben beide auf ihren Möglichkeitshorizont beschränkt, ihr Zusammenspiel öffnet jedoch einen neuen.²⁹

Renns Bemerkungen über die Eigenschaften von Konnotation und über Paradigmen fand ich anregend. Tatsächlich wird zwar im Text angesprochen, dass »konnotativ« eine aktive Leistung ist, aber das, was Renn die »performative Selbstreferenz theoretischer Vo-

26 Dass der soziale Erfolg von Theorien – wie im Fall von Wegener (1915: 8) – von entsprechenden Bedingungen abhängt, steht auf einem anderen Blatt. Wobei dies gerade in diesem Fall (Wegener 1915) nicht so sehr Willkür (auch sie war in Form von Missgunst und Borniertheit im Spiel), sondern vor allem der Entwicklungsstand der geologischen Forschung und die defizitäre Darstellung der Theorie waren, die zunächst zur Ablehnung von Wegeners nur vektoriiell richtigen Überlegungen führten (so James Trefil 1987).

27 Dass dabei viele wahre Sätze möglich sind, die nicht äquivalent sind, muss m.E. differenziert gesehen werden. Wo es in der Beschreibung nomologischer Realität Alternativen gibt, ergeben sie sich aus unterschiedlichen Regelmäßigkeiten des Gegenstands (etwa bei Wellen- und Korpuskeleigenschaft von Licht). Dagegen ist dominant autopoietische Realität – wegen der Grenzen von Theoriekapazitäten und der Dynamik ihres Themas – stets sinnvoll auf unterschiedliche Weise und nicht abschließend darstellbar.

28 Genauer gesagt: Es gibt inzwischen einen Lösungsvorschlag, aber er operiert auf eine Weise, die empirisch wie theoretisch mehr oder weniger nutzlos ist (vgl. Spektrum der Wissenschaft, 1/1997: 24)

29 So etwa im bekannten Miller-Urey-Experiment, in dem aus einer Kombination von physikalischen Eigenschaften und anorganischen Verbindungen die Baustoffe organischer Chemie (Aminosäuren) entstanden.

«kabulare» (S. 262) nennt, wird nicht näher diskutiert. Dieses Konzept stellt eine Brücke zu der (ebenfalls angesprochenen) »pragmatischen Verankerung« von Theorien, Aussagen und Begriffen in der Dimension ihrer »Anwendung«. Auch in Bezug auf Paradigmen hebt Renn ihren Doppelcharakter hervor. Die Unterscheidung von Sachbezug und Sozialbezug von Paradigmen greift das im Text diskutierte Verhältnis von Theoriestructur und Institutionalisierung auf. Das dialektische Verhältnis von Theorien und Paradigmen lässt sich zweifellos besser bestimmen, wenn man Paradigmen als Verbindung von Institutionalisierung im Theoriefeld *und* im sozialen Milieu versteht.³⁰ –

Mit dem Thema Multiparadigmatik wird man unvermeidlich konfrontiert, wenn man sich für soziologische Theorie(n) interessiert. Es gibt viele, die diesen Zustand für unglücklich halten, aber wenig systematische Erklärungsversuche. Viel häufiger finden sich in der Literatur Verurteilungen des Ist-Zustandes, aber auch Versuche, das Problem zu ignorieren oder auszublenden. Mein Text versucht, hier weiter zu kommen.

Mir schien evident, dass es mit den Problemlagen zu tun hat, die die Soziologie zu bearbeiten hat (allgemeiner: dass Multiparadigmatik mit einer spezifischen Art von Themenkomplexität korreliert). Die These, dass das Thema die Art der Beschäftigung beeinflusst, fand ich ebenfalls nicht sonderlich gewagt. Dieser Zusammenhang muss dann auch für Theoriearbeit gelten. Auch dass die Art der Arbeit die soziale Form beeinflusst, gehört eher zu den selbstverständlichen soziologischen Perspektiven. Insofern fand ich es plausibel, zu versuchen, das Thema Multiparadigmatik mit Bezug auf ihre »workload« und deren Konsequenzen zu interpretieren und entsprechend mit einer *Kombination* von erkenntnistheoretischen und institutionstheoretischen Mitteln zu analysieren.³¹

So nachvollziehbar ich (nach wie vor) diese Ausgangsüberlegungen finde, so sehr steckt der Teufel im Detail. Die Kommentare haben gezeigt, dass – unabhängig von unterschiedliche Perspektiven – praktisch an jedem Punkt schwer oder gar nicht lösbare

30 Dialektik impliziert historisch wie systematisch ein wechselseitiges Konstitutions- und Entwicklungsverhältnis. Damit stellt sich zugleich die Frage, wie aus einzelnen Theorien und/oder deren Zusammenspiel inhaltlich strukturierte Muster werden, welche soziale Struktur brauchen, generieren und nutzen. Als im Kontext verankerte Institution nehmen Paradigmen dann auf die seit Kuhn vielfach beschriebene Weise Umweltimperative auf, verarbeiten sie im sozialen Prozess und filtern/verstärken qua Themendefinition, Selektion und Verteilung von sozialen/materiellen Ressourcen etc. direkt wie indirekt die Theorieentwicklung. In diesem Sinn sind Theorien, wie Renn schreibt, die Spitze des Eisbergs Paradigma. Zu wenig bedacht worden sind dabei bisher die Auswirkungen einer dauerhaften Ko-Existenz unterschiedlicher Paradigmen – ein Zustand, den Kuhns Konzept nicht vorsieht, der für die Sozialwissenschaften jedoch effektreiche Realität ist. Für die Theorieentwicklung selbst insgesamt entscheidend, welche institutionelle Mitgift sie mittransportieren (müssen) und welche Freiheitsgrade sie besitzen.

31 Dabei sind die gegenwärtig vorherrschenden erkenntnistheoretischen Positionen keine große Hilfe. Die Einsicht, dass keine Argumentation das Münchhausen-Dilemma lösen kann, hat dazu geführt, dass sich viele Diskurse immer weiter zurückgezogen haben – von Anspruch, zu begründen, wie Wahrheit zu finden sei, vom Konzept des erkennenden Subjekts ebenso wie vom Gegenstandsbezug, schließlich vom Wahrheitsbegriff selbst und dem Anspruch auf Objektivität von Erkenntnis (in manchen Varianten des Neokonstruktivismus). Dieser stoische Rückzug ist gerade angesichts der vertieften Einsichten in die Komplikationen des Projekts Erkenntnis nachvollziehbar, beschränkt aber die Leistungsfähigkeit von Erkenntnistheorien.

Probleme auftreten und dass manche Themenaspekte erheblich kontaminiert sind. Das beginnt bei dem Versuch, die abgebrochene gegenstandslogische Diskussion dadurch wiederzubeleben, dass nicht empirische, sondern logische Differenzen in der Dimension Identisch/Different als Bezugspunkt genutzt wurden, setzt sich fort bei der Annahme, dass erfolgreiche Theorien die Logik ihres Gegenstandes zum Ausdruck bringen und gilt erst recht für die Kombination von Realitätstypen und Theorietypen. Auch die Verbindung von Theoriestructur und sozialer Institutionalisierung erweist sich bei genauerer Betrachtung als umstritten.

Dass die Kommentare insgesamt weitgehend skeptisch sind, ist daher nicht weiter verwunderlich und gut so (auch wenn man als Autor sich natürlich Zustimmung wünscht). Der Text ist ziemlich exponiert und Kritik ist eines der zentralen Medien des Fortschreitens von Erkenntnis in den Sozialwissenschaften.

Dass die Kritiken sehr unterschiedlich ausfallen, könnte man als eine Bestätigung der Argumentation des Textes ansehen: Es gibt auch für die Kritik konnotativer Theorien unvermeidlich ein Spektrum an Reaktionsmöglichkeiten, die aus unterschiedlichen Perspektiven mit verschiedenen Mitteln unterschiedliche Aspekte hervorheben und unterschiedlich beurteilen. – Hätte ich die Kritiken vorher gelesen, hätte ich Einiges anders und deutlicher gemacht (ich hoffe, das zeigt meine Auseinandersetzung mit den Kommentaren). Was sich nicht geändert hätte: Der Text wäre in jedem Fall ein Versuch geblieben, steckengebliebene Diskurse mit unorthodoxen Mitteln wieder in Gang zu bringen und dazu neue, aber auch unvermeidlich riskante Wege zu gehen.³² Wenn er dazu anregt, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und (zwangsläufig) andere Überlegungen zu kultivieren, hat er seine Funktion erfüllt. Nicht zuletzt daran zeigt sich letztlich auch, was der Text selbstverständlich vorausgesetzt hat: Dass es trotz der spezifischen Problemlage soziologischer Theorien möglich ist, am gemeinsamen Projekt weiter zu arbeiten und dass dies gerade wegen dieser Problemlagen auch nötig ist.

Literatur

Wegener, Alfred (1915): *Die Entstehung der Kontinente und Ozeane*. Braunschweig: Vieweg.

James Trefil (1987): *Meditations at 10,000 Feet – A Scientist in the Mountains*. New York: Charles Scribner's & Sons.

Anschrift:

em.o.Univ.Prof. Dr.phil. Johann August Schülein
 Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung
 Welthandelsplatz 1
 1020 Wien / Österreich
 Johann.Schuelein@wu.ac.at

32 Neben der rigorosen Kontrolle der Einhaltung von Standards braucht Wissenschaft auch den Mut, Risiken einzugehen. Eines der Zeichen für den Reifegrad der Zunft ist die Fähigkeit von Theorien und Paradigmen, auch externe Anregungen aufgreifen und nutzen zu können und Heterodoxie zuzulassen, also die eigene Orthodoxie zu transzendieren.